

# Sammelrezensionen

Rainer Neef ■

## Gespaltene Städte, Armutsentwicklungen und benachteiligte Wohngebiete

Jens S. Dangschat (Hg.): Modernisierte Stadt – gespaltene Gesellschaft. Opladen 1999. 345 S.

---

Jürgen Friedrichs u. Jörg Blasius: Leben in benachteiligten Wohngebieten. Opladen 2000. 212 S. u. 27 S. Anhang.

---

Peter Bremer: Ausgrenzungsprozesse und die Spaltung der Städte. Zur Lebenssituation von Migranten. Opladen 2000. 255 S.

---

Hartmut Häußermann u. Andreas Kapphan: Berlin: von der geteilten zur gespaltenen Stadt? Sozialräumlicher Wandel seit 1990. Opladen 2000. 292 S.

---

In den letzten Jahren haben es Armutsquartiere zu einiger Prominenz in den Medien und in der Politik gebracht, vor allem seit 1998 das Bundes-Programm „Soziale Stadt“ in Gang gesetzt wurde. Um eine solche Aufmerksamkeit hatte sich die bundesdeutsche Armutsforschung jahrelang ver-

geblich bemüht: Armuts-Diskussionen rühren an das Selbstverständnis jeder Gesellschaft, und im bundesdeutschen Selbstverständnis ist Armut nicht Teil der Gesellschaft, sondern soll vom Staat gewissermaßen weg-geregelt werden.

In der neueren Diskussion wird Armut verstanden als Ergebnis gesellschaftlicher Ausschluss-Prozesse. Wenn die Wirtschaft Arbeitskräfte als „entbehrliche“ (Kronauer 1997) endgültig ausscheidet oder wenn rechtliche Regelungen (z. B. das Ausländergesetz) oder Institutionen (etwa das berufliche Bildungswesen) ganze Personengruppen außerhalb der Normal-Gesellschaft halten, spricht man von Ausschluss oder Marginalisierung. Betroffen sind meist Menschen und Gruppen, die dauerhaft unterhalb des gesellschaftlichen Mindeststandards leben, betroffen sind Immigranten, soweit sie diskriminiert sind und nur eingeschränkte Rechte haben, und Langzeit-Arbeitslose, da sie keine Chance (mehr) zum Einstieg in das Beschäftigungssystem haben. Wenn und soweit sich solche Gruppen dauerhaft in Stadtvierteln

konzentrieren, die hinsichtlich Lage, Wohnqualität und Versorgung benachteiligt sind, entsteht der Verdacht, es handle sich um eine „Unterklasse“ (Wilson 1987): um eigene Teil-Gesellschaften oder Subkulturen, die fast alle Verbindungen zur 'mainstream'-Gesellschaft verloren haben, die sozial ausgeschlossen sind und eingeschlossen in benachteiligte Quartiere. In der neueren deutschen Diskussion geht es um die Frage, ob solche Viertel aus sich heraus *benachteiligend* wirken (etwa Häußermann/Kapphan, S. 221 ff.). Friedrichs (1998) hat die Frage eher verneint; in einem Vergleich US-amerikanischer und deutscher Armutsviertel hat er als benachteiligende Faktoren sehr präzise persönliche bzw. Sozialisations-Defizite und institutionelle Benachteiligungen herausgearbeitet.

Die vier hier besprochenen Bücher stecken einen theoretischen Rahmen für die neueren Armuts-Diskussionen mit Fragen nach Zusammenhängen von Klassenstruktur, räumlichen Milieus und Armut (Dangschat u. a.) ab; begeben sich mitten hinein in vier Kölner Armuts-Quartiere mit Fragen nach Lebensstilen, abweichendem Verhalten, sozialem Kapital (Friedrichs/Blasius); behandeln die Lage von Arbeitsmigranten in Deutschland und beantworten die Frage nach den Folgen ihrer Segregation in spezifischen Quartieren (Bremer); und erläutern Tendenzen der Stadtentwicklung, besonders der sozialen Segregation, im Hinblick auf die Frage nach benachteiligenden Wirkungen (Häußermann/Kapphan).

Diese vier Bücher könnten durch ihre thematische Ausrichtung ein kohärentes Bild sozial-räumlicher Marginalisierung in deutschen Großstädten zeichnen, und der

Verlag Leske und Budrich, aus dem alle Publikationen stammen, hätte sich mit ihrer Veröffentlichung dann große Verdienste erworben.

Leider entsteht bei der Lektüre kein solches zusammenhängendes Bild. So geht das Buch von Dangschat u. a. über die Bestimmung von Begriffen und die Diskussion verschiedener Ansätze nicht hinaus. Das „Leben in benachteiligten Wohngebieten“ (Friedrichs/Blasius) wird zergliedert in inkommensurable Fragenbereiche, sein Thema ist kaum noch zu finden in einer Häufung von Datenbeschreibungen. Bremer informiert umfassend über den bundesdeutschen Wissensbestand zur Lage von „Ausländern“ (überwiegend im rechtlichen Sinne) und, konkreter, über Ausländerviertel in Hannover und Oldenburg, aber er macht „Ausgrenzung“ nicht fassbar. Die sozialräumliche Entwicklung Berlins (Häußermann/Kapphan) ist reich mit historischen Angaben und Statistiken belegt und gut in Thesen zusammengefasst, aber die Einsichten sind schwer verallgemeinerbar, und die Lebenswirklichkeit der Armutsquartiere wird nicht deutlich. Was bringt nun jedes Buch an neuen Erkenntnissen?

Dangschat hat MitarbeiterInnen und Studierende zum Verfassen von Texten animiert. Das ist grundsätzlich sympathisch und ergibt einen Reader, der einheitlicher und übersichtlicher gegliedert ist als üblich. Die meisten Beiträge sind stark von der Marxschen Theorie beeinflusst. Aber das Ergebnis reicht nicht über die Kritik verschiedener (meist als unzureichend bezeichnet) Ansätze hinaus, viel zu selten werden Erkenntnisse aus empirischen Untersuchungen einbezogen. Folgende Ein-

sichten können immerhin daraus gewonnen werden:

*Wirkungen des 'postfordistischen' bzw. 'globalisierten' Kapitalismus:* Entgegen Hines' vereinfachender Feststellung, der Kapitalismus habe schon immer überflüssige Pauper produziert, gestehen Dangschat/Dietrich in ihrem Beitrag eine Epoche von Prosperität und Massenkonsum zu – den Fordismus –, wengleich sie ihn, der immerhin dreißig bis vierzig Jahre gedauert hat, als „Ausnahme“ kleinreden. Der flexible und global vernetzte Post-Fordismus dagegen bringt immer mehr „Überflüssige“ hervor. Wachstum führt wegen hoher Produktivität bestenfalls zu „jobless growth“. Das transnational agierende Kapital hinterlässt an nicht mehr benötigten Standorten Arbeitslose, deren Verhängnis es ist, ortsgebunden zu sein, und setzt zugleich die Städte in verschärfte Konkurrenz zueinander. Friedrich fügt dem noch einen räumlichen Aspekt hinzu: Städtische Gebiete sind unterschiedlich profitabel, mangels Kaufkraft finden sich Arme daher in schlechten Lagen mit ebensolchen Wohnbedingungen, und diese ziehen ein Stigma nach sich. Ein simpler Gedanke, der mit allerlei Theorie- und Begriffs-Diskussionen aufgeblasen wird. Er gilt für alte und neueste Formen des ungehemmten Kapitalismus – aber, wie man in Häußermann/Kapphans Buch nachlesen kann, nicht für die Epochen des sozialen Wohnungsbaus. Darüber gehen die VerfasserInnen von Dangschats Reader großzügig hinweg.

*Überforderungen der Stadtpolitik:* Seit der „Krise des Fordismus“ wird staatliches Handeln, bei geschrumpften Ausgaben-spielräumen, dem Handeln ökonomischer

Akteure immer ähnlicher. Einerseits müssen sich die großen Städte zu „Schaufenstern der globalen Wettbewerbsfähigkeit“ (Dangschat/Dietrich, S. 104) umgestalten und Investitionen anziehen, andererseits müssen sie ihrer Grundaufgabe einer sozialen Versorgung genügen. Der Spagat zwischen Quartier und Gesamtstadt und zwischen Investorenfreundlichkeit und der Befriedung sozialer Brennpunkte (Mählmann) führt zu Überforderung und „Ratlosigkeit“ (Dangschat/Dietrich) im Umgang mit Zuwanderern und städtischer Armut. Aus Berger/Schmalfelds interessanter Analyse der Hamburger Stadtentwicklungspolitik, dies auch mit empirischem Material untermauert, zeigt sich, wie selbst anspruchsvolle Programme einer koordinierten quartiersbezogenen Armutsbekämpfung ins Hintertreffen geraten. Das kulturelle und architektonische Aufpolieren der Innenstadt, das Einpflanzen kommerzieller Freizeit-Großeinrichtungen, die Pflege der 'weichen' Standortfaktoren bringen dem „Unternehmen Hamburg“ höheren Ertrag. Hilfe für die Armutsquartiere reduziert sich auf soziale Abfederung und Versuche einer (kostengünstigen) Selbsthilfe-Förderung, während Ursachen von Armut nicht bekämpft werden können. Die Frage, welchen Nutzen dies den Bewohnern stiftet, wird allerdings gar nicht erst gestellt; mit dem abschätzigen Label „Abfederung/Reparatur“ scheint schon alles gesagt.

*Klassentheorie und Armutsgruppen:* Ein postfordistischer Kapitalismus und eine unternehmensähnliche Politik, so die meisten VerfasserInnen, hinterlassen eine vielfältig gespaltene Armutsbevölkerung ohne gegenseitige Solidarität. Unter Bedingun-

gen von Mangel, Fremdbestimmtheit und grundlegender Unsicherheit lebt sie in einer „Disziplin der Notwendigkeit“, durch Geldmangel und Lebensumstände zur Immobilität und daher zu einer „hohen Angewiesenheit auf das Wohnquartier“ verurteilt, wie Hahn (S. 204 f.) in seinem anspruchsvollen Versuch einer klassentheoretischen Bestimmung von Armutsmilieus ausführt. Über konkrete Lebensumstände und Konflikte wird freilich nichts mitgeteilt.

Gerade in der zentralen Thematik gehen die VerfasserInnen großzügig über empirische Details hinweg. Es kommt ihnen offenbar eher darauf an, zu zeigen, dass sie kategoriell alles im Griff haben. Dangschat/Dietrich unterscheiden gleich drei Armutsklassen: Hausarbeiterinnen, Arbeitslose (gemeint sind wohl Dauerarbeitslose) und „Peripheriearbeitende“, die teils „rassifiziert“ (schlichter: Immigranten – aber welche?), teils „patriarchalisiert“ (einfacher: es geht um erwerbslose Frauen) sind. Treu und Paulus mühen sich aus feministischer Perspektive ergebnislos mit entsprechenden Bestimmungen ab. Paulus gibt den beherzigenswerten Hinweis, man solle die Benachteiligung von Immigrantinnen unter Rassismus-Gesichtspunkten betrachten, aber hält es nicht für nötig, sich mit der einschlägigen Empirie auseinanderzusetzen. Schacht zerpfückt die einschlägige Untersuchung von Herlyn u.a. (1991) als untheoretisch und bezeichnet ohne genauere Diskussion die Armutsböden als „Subkultur“. Schacht und Hahn wiederum bevorzugen den Milieu-Begriff und zeigen, wie man auf Makro-, Meso- und Mikro-Ebene alles ableiten kann; wenn es um konkrete Ar-

mutsmilieus geht, zieht Hahn sich auf Vesters (1993) Milieu-Unterscheidungen zurück. Mählmann landet im Versuch, Marx und Luhmann zusammenzubringen, bei einer Zusammenstellung unzähliger Einflussfaktoren auf Armut. Gielnik findet den Begriff „Underclass“ inadäquat, da politisch instrumentalisiert, und fordert mehr soziale Verantwortung.

Die Unterscheidung von Armutgruppen und ihre Kategorisierung als Klassen, Milieus, Subkulturen muss so lange beliebig wirken, wie sie nicht an eigener Empirie oder an der Rezeption empirischer Untersuchungen überprüft wird. Dass dies nicht geschieht, ist das große Manko des Buchs. Wirtschaftliche und politische Hintergründe werden immerhin vielfältig erörtert, wobei Marxsche Kategorien oft originell eingebaut werden.

Das Buch von Friedrichs und Blasius tendiert zum anderen Extrem einer puren Daten-Wiedergabe, die nur mühsam und bruchstückhaft einer Vielzahl von einleitend entwickelten Haupt- und Nebenthesen zugeordnet werden. Vor dem Hintergrund einer wachsenden Zahl von Armutsgemeinden in Köln und wachsender Armut in den entsprechenden Vierteln wurden vier Armutsgemeinden ausgewählt, darunter ein erheblich benachteiligtes mit einer starken Türkengemeinschaft und ein extremes und ethnisch sehr heterogenes Stadtrand-Problemgebiet. In letzteren beiden wurden Türken separat befragt. Die Verfasser hatten dabei die unglückliche Idee, zwei sehr unterschiedliche Fragenkomplexe in ihrer Untersuchung zusammenzuführen und die Befragung in den Untersuchungsgebieten mit Hilfe weitgehend standardisierter Fragebögen durchzu-

führen. Die sehr heterogenen Theorieteile beziehen sich auf Bourdieu und Wilson und werden als Bourdieu-These (1) und als Wilson-These (2) zusammengefasst.

1) Menschen in Armut können sich keinen spezifischen Lebensstil leisten – indiziert durch Wohnungsausstattung, Kleidung und Geselligkeit. Indikatoren und Analyseverfahren werden aus Bourdieus „Feinen Unterschieden“ übernommen und recht oberflächlich an deutsche Verhältnisse angepasst. Spätere relevantere Einsichten von Bourdieu über Zusammenhänge von sozialem und physischen Raum – u. a. aus der Untersuchung zum „Elend der Welt“ – werden ignoriert.

2) Die schlechte Ausstattung von Armutsgebieten und die Struktur und gegenseitige Beeinflussung ihrer Bewohner wirken benachteiligend. Aufgrund der Isolation von der ‚mainstream‘-Gesellschaft und fehlender „Opportunitäten“ entwickeln die Bewohner deviante (abweichende) Verhaltensweisen.

Es stellte sich, gemeinsam für alle Gebiete, ein höchst kleinbürgerlicher Geschmack heraus, unabhängig von Bildung und Einkommen; nach Alter zeigten sich einige Unterschiede, ebenso im Vergleich mit einem Kölner Gebiet der gehobenen Mittelschichten. Übrig bleiben ein paar Plattitüden; so beobachteten die InterviewerInnen bei (deutschstämmigen) Bewohnern in extremer Armut eine größere Verwahrlosung der Wohnungen, woraus der Schluss gezogen wird: „Der Zustand der Wohnung ist demnach hoch mit dem korreliert, ‚was der Haushalt sich leisten kann.‘“ (S. 157) Oder als neue Erkenntnis wird präsentiert, dass Männer sich mit ihren Fertigkeiten

in häuslichen und außerhäuslichen Reparaturen bewähren, Frauen hingegen im Bereich persönlicher Betreuung und Haushaltsarbeit – dies das einzig signifikante Ergebnis zum Thema „kulturelles Kapital“.

Zur benachteiligenden Wirkung von Armutsgebieten (Wilson-These) gibt es eine weitgehend ergebnislose Aktionsraum-analyse (Einkaufsradius und häusliche Geselligkeit sind im extremen Problemviertel etwas enger als in den drei anderen Vierteln) und eine aussagenlose Netzwerkanalyse. Aber es gibt auch Informationen über „soziale Normen“, basierend auf lebensnahen Statements (etwa: „Sie hören des öfteren, wie der Nachbar seine Kinder schlägt.“), die geschickt nach Ereignis und Einschätzung abgefragt wurden. ‚Die Türen‘ erwiesen sich als sehr stark normgeleitet. Wenn in einem Gebiet abweichendes oder sprachlich und auch körperlich (Nachbarskinder ...) gewalttätiges Verhalten häufiger auftrat, beeinflusste dies nicht die Einstellungen der Bewohner. Damit gilt ‚Wilson-These‘ als nicht bestätigt. In den zwei stark benachteiligten Gebieten wurden kleine Übertretungen und Beschimpfungen eher toleriert (allerdings nur unter den Deutschstämmigen). Für dieses Nebeneinander von Konflikt und Toleranz bringen die Verfasser keine Erklärungen, obwohl es daran in der Literatur nicht mangelt. Boettner/Tobias (1992) z. B. verweisen auf resignatives Verhalten nach einem langen sozialen Abstieg, bezogen auf die bedrängte Lebenslage und den Druck des Gebietsstigmatas.

Thesen nicht bzw. unzureichend bestätigt zu bekommen, ist keineswegs ehrenrührig. Was für französische Arbeiter oder

für US-Ghettos gilt, muss nicht für (west-)deutsche Armutsgebiete gelten. Ärgerlich ist eher die Lebensfremdheit, mit der die Verfasser zu Werke gehen. Immer wieder trat das extreme Problemgebiet gegenüber den anderen hervor – aber was dort los ist, wird unzureichend geklärt, da die Befragungsdaten dazu nichts hergeben. Wenn die *Größe* sozialer Netzwerke nichts aussagt, könnte man über ihre Konfiguration nachdenken; dass zwischen (deutschen) Erwerbstätigen und Arbeitslosen kaum, innerhalb dieser Gruppen aber viele Sozialkontakte bestanden (S. 66), wird in der weiteren Analyse ignoriert. Man kann das Buch immerhin als Informations-Korb benutzen, und hierzu sind vor allem die Daten zu „sozialen Normen“ zu empfehlen. Wer die fachliche Vorbildung hat, wird auch aus den Zahlen über soziale Kontakte oder über praktische Fähigkeiten etwas herauslesen können. So erweisen sich z. B. ‘die Türken’ als Vorkämpfer von Ordnung und Sauberkeit, von Benimm und Moral. Daraus abzuleiten, sie „stabilisieren die (!) Normen in einem gemischten Wohngebiet“ (S. 94), grenzt allerdings schon an Realitätsblindheit angesichts dessen, was Friedrichs selbst (z. B. 1998) über mangelnde zwischen-ethnische Beziehungen festgestellt hat, und erst recht angesichts der Erhebungsdaten, nach denen Netzwerke ‘der Türken’ (signifikant) kleiner als die der Deutschen wären – auch dies müßte ja wohl geklärt werden! Nach *Erklärungen* der Lebenswirklichkeit von Armutsgebieten sollte man allerdings in diesem Buch nicht suchen: die Verfasser haben alles weggefiltert, was nicht in ihr Variablenraster passt.

Bremers Buch ist eine sorgfältig gemachte Studie über die Gründe von Benachteiligung und die Frage der Ausgrenzung, zum Teil auch Selbst-Ausgrenzung, der in Deutschland lebenden Ausländer. Im Vordergrund stehen Ausländer im Sinn der amtlichen Statistik, schwerpunktmäßig geht es um die Migranten türkischer Herkunft. Es ist kein Buch über Ausgrenzung überhaupt oder über die „Spaltung der Städte“.

Bremer geht es darum zu klären, wann „die Ausgrenzungen aus relevanten Lebensbereichen zu einer weit unterdurchschnittlichen Lebenslage kumulieren“ und ob die Betroffenen dies verinnerlichen (S. 33), sei es unter dem Druck von Diskriminierung, sei es durch die Verfestigung eigener Orientierungen. Dabei verbindet er die Analyse allgemeiner statistischer Daten und Forschungsbefunde mit lokalen Statistiken und mit Expertenaussagen über die Lage von Ausländern, v. a. Türken, in den „Ausländervierteln“ von Oldenburg und Hannover. Das Buch ist sehr übersichtlich gegliedert: in jedem Kapitel folgen der Materialdarstellung Erklärungen und Fallbeispiele.

*Arbeitsmarkt und Klassenlage* sind nach Bremer die zentralen Auslöser der Benachteiligung von Migranten: De-Industrialisierung und Niedergang gering qualifizierter Arbeit führen zu Arbeitslosigkeit und schlechten Beschäftigungsbedingungen v. a. in der ersten Generation. Die Nachfolge-Generationen polarisieren sich in Gruppen besserer und solche aussichtsloser Beschäftigungsbedingungen; letztere leiden unter Armut und schlechten Wohnbedingungen. Zu den Beschäftigungsaussichten im „ethnischen Gewerbe“ inner-

städtischer Ausländerviertel steuert Bremer nur ungenaue Hinweise aus Hannover-Linden bei. Die große Mehrheit der ausländischen Wohnbevölkerung bleibt den Knappheiten des Mietwohnungsmarktes ausgeliefert, zu wenige können auf die – schwindenden – Sozialwohnungsbestände ausweichen, nur wenige Ausländer sind Haus- bzw. Wohnungsbesitzer.

*Orientierungen und Bildungschancen:* Die Mehrheit ist unentschieden über den Verbleib in Deutschland; sie steht zwischen zwei Kulturen und wird zudem verunsichert von ihrer Rechtssituation und von spürbarer Ausländerfeindschaft. Sie haben ansonsten keine *anderen*, aber *anders gemischte* Orientierungen als die Deutschstämmigen. Besonders 'die Türken' sind stärker familienorientiert, haben mehr Kinder und die Frauen ziehen sich deshalb stärker vom Arbeitsmarkt zurück. Beides führt zu mehr Armut. Ansonsten ist die Arbeits- und Erwerbsorientierung von Ausländern stärker als bei Deutschstämmigen, und die große Mehrheit ist mindestens ebenso aufstiegsorientiert. Gute Wohnungen sind ihnen wichtig, auch um den Preis überhöhter Mieten. Sie haben in der Schulbildung deutliche Fortschritte gemacht, besonders die Mädchen. Blockiert werden die Integrationsanstrengungen aber durch Benachteiligungen in der Berufsausbildung und durch Diskriminierung auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt.

*Segregation und die Frage der Benachteiligung:* In westdeutschen Großstädten gibt es nur eine mäßige Segregation. Es ist unsinnig, die „Ausländerviertel“ „Ghettos“ zu nennen: hier leben nicht nur abgestiegene Migranten verschiedenster Provenienz,

sondern eine große Zahl von Normal-Erwerbstätigen ausländischer Herkunft, und immer noch mehrheitlich Deutsche – unter diesen allerdings besonders viele sozial abgestiegene. Für großstädtische Sozialwohnungssiedlungen, die (relativ!) viele Migranten beherbergen – ein Beispiel wäre auch Friedrichs/Blasius' extremes Problemviertel – sieht Bremer eine Perspektive, die man heute schon in französischen „banlieues“ der Ausgeschlossenen besichtigen kann. Den innerstädtischen Altbau-Mischgebieten mit hohen Ausländer-Anteilen bescheinigt Bremer eine Qualität der Integration in die bundesdeutsche Gesellschaft, die ihnen in der Fachdiskussion (etwa im folgenden von Häußermann/Kapphan) abgestritten wird. Nach Arbeitslosigkeits- und v. a. Sozialhilfedaten ist das 'Ausländerviertel' Hannover-Linden-Süd nur mäßig benachteiligt, und Experten hoben funktionierende Ausländerfamilien, stützende soziale Netze und Beschäftigungschancen in der ethnischen Ökonomie hervor. All dies fehlt in einschlägigen Sozialwohnungs-vierteln.

Hier liegen allerdings die Grenzen von Bremers Untersuchung. Das Rückgrat seiner Segregationsanalyse sind Expertenaussagen über einschlägige Viertel in Hannover und Oldenburg. Expertenaussagen sind häufig interessengeleitet. Nach Friedrichs/Blasius' Daten etwa entsteht der Verdacht, soziale Netze – von Türken – gäben weniger her als oft unterstellt. Über das Funktionieren ihrer Familien weiß man zu wenig. Die Arbeitsplätze der ethnischen Ökonomie sind gegenwärtig noch in Promilleanteilen zu zählen. Und die Nachteile einschlägiger Sozialwohnungssied-

lungen für Ausländer werden zu wenig erörtert. Abgesehen von diesen – aufs Ganze gesehen – Details hält Bremer alles außer Diskussion, was er empirisch nicht belegen kann – ganz im Gegensatz zu Dangschat u. a.. Er trägt eine Vielzahl von Informationen zusammen und wertet sie in seltener Gründlichkeit aus. Das macht sein Buch nicht nur empfehlenswert, sondern sympathisch. Die Frage nach Ausgrenzung jedoch wird mit einem unentschiedenen „Ja-aber/Nein-aber ...“ offen gelassen, und es bleibt ungeklärt, ob die pure Häufung von Benachteiligungen mit ‚Ausgrenzung‘ gleichzusetzen ist. Ob und wann schließlich in ‚Ausländervierteln‘ eine Unterklasse entsteht, kann nur beantwortet werden, wenn – wie in Friedrichs/Blasius’ Untersuchung – Normen und Verhaltensweisen erhoben werden und wenn die Sozialbeziehungen und die innere Vergesellschaftung von Armutsvierteln untersucht werden. Das gelang bisher wohl nur Boettner/Tobias (1992) in ihrer Untersuchung über Duisburg-Bruckhausen.

Ähnliches leistet auch das Buch von Häußermann/Kapphan nicht. Aber es gibt den besten Überblick, weil es die Thematik einbettet in die Entwicklung der Stadt Berlin und ihrer Segregationsformen.

Zwei historische Kapitel geben eine sehr schöne Zusammenfassung der Zusammenhänge von Städtebau, landesherrlich-staatlicher Entwicklungspolitik und sozialen Lagen und Wohnbedingungen der verschiedenen Berliner Bevölkerungsklassen.

*Stadtentwicklung und Segregation in Berlin:* In der Gründerzeit entstand eine tiefe Kluft zwischen Mietkasernen-Arbeitervierteln, bürgerlichen Innenstadtquar-

tieren – auch sie mit Mietkasernen-Charakter – und bürgerlichen Villenquartieren. Die soziale Stufung Vorderhaus-Hinterhaus ergab manchmal auch (Kreuzberg) eine „soziale Mischung (...) innerhalb segregierter Strukturen“ (S. 35). Der reformerische Wohnungsbau der 20er Jahre und der Soziale Wohnungsbau in den West-Berliner Wiederaufbau-Gebieten, Stadtrand-Großsiedlungen und Sanierungsvierteln, in denen sich die deutschen unteren und mittleren Schichten zusammenfanden, durchkreuzten dieses Segregationsmuster, schrieben es aber letztlich fort. Der umfassende Zugriff des Staats auf Ost-Berlin hat es durchbrochen: er sorgte für eine breite soziale Mischung sowohl in den für Neubauten niedergelegten Teilen des Stadtzentrums als auch in den großen Plattenbausiedlungen am Rand. Nur in den verfallenden Altbauquartieren gab es eine einseitige Auswahl von Alten und Außenseitern.

*Segregationsdynamik:* Der tiefe Umbruch seit 1990 ließ im Westen das alte Segregationsmuster stärker hervortreten, im Osten bahnt es sich zum Teil wieder an, hinzu kommt der soziale Niedergang der Plattensiedlungen. Ursächlich sind, neben stadtpolitischen Vorgaben, der krasse industrielle Niedergang in West und (besonders) Ost, das unerwartet mäßige Dienstleistungswachstum und die Umwälzung des öffentlichen Sektors, und schließlich auch Bevölkerungs-Stagnation und -Wanderungen. Haupt-Beleg für die zunehmende Segregation ist ein geschickt gewählter Indikator: der Erwerbstätigen-Wanderungsquotient. Die Bevölkerung insgesamt bleibt weitgehend in Ost und West geteilt, aber die Erwerbstätigen-Wanderungen sind se-

lektiv: Nicht-Erwerbstätige und Migranten tendieren in die alten Arbeiterviertel und, zunehmend, in die großen Plattensiedlungen im Osten, Erwerbstätige und Familien ziehen verstärkt in die Außenbezirke und einige Vororte. Über die sozialen Lagen Erwerbstätiger und Nicht-Erwerbstätiger verlautes mangels amtlicher Daten nichts. Als Betroffenengruppen sind allenfalls Ausländer nach Herkunftsländern und Arbeitslose zu erkennen.

*Abwärtsspiralen der benachteiligten Quartiere* werden mit Entschiedenheit behauptet. Aus den in den vorherigen Kapiteln verwendeten und sorgfältig präsentierten Daten wird jedoch keine „Krise der Großsiedlungen“, keine Verslumung der (ehemaligen) Innenstadt-Arbeiterviertel, weder Ausgrenzung noch Multikultur der segregierten Ausländer deutlich (obwohl die Kapitelüberschriften das andeuten), allenfalls ein „Noch-Nicht“: Abwärtsspiralen können eintreten, *wenn* die selektive Erwerbstätigen-Wanderung weiterhin anhält, *wenn* die Beschäftigungskrise ethnische Kolonien zu Sackgassen macht, *wenn* die Sozialwohnungsbestände zunehmend den Bedürftigsten reserviert und „breite Schichten“ hier nicht mehr zugelassen werden, schlußendlich: wenn der Staat die Entwicklung weiterhin zunehmend den Marktkräften überläßt. Die abschließenden Politik-Vorschläge sind in der Summe aber eher verwirrend.

Es werden im Verlauf dieses sehr konsistent gemachten Buches die zu Beginn entwickelten Thesen zum Schluß einsichtiger, aber belegt sind sie nicht: nur bei guter Beschäftigungslage können Migranten-Viertel die gesellschaftliche Integration er-

leichtern. Und: die räumliche Ballung von Nicht-Erwerbstätigen bzw. Arbeitslosen unterminiert den sozialen Zusammenhalt und verschärft soziale Marginalisierung. Über Sozialbeziehungen jedoch wird fast nichts mitgeteilt, die Erwerbsquoten sind auch in ‘Problemvierteln’ noch erheblich (in Berlin-Marzahn gar die höchsten der ganzen Stadt), die soziale und ethnische Heterogenität von Armutsvierteln macht die Entstehung einheitlicher Marginalisierten-Verhaltensmuster unwahrscheinlich. Die Bevölkerung wurde in den letzten zehn Jahren in Berlin so durcheinandergewirbelt wie in keiner anderen deutschen Stadt (und Stadt-sanierung wird diesen Prozess nicht aufhalten). Insofern ist Berlin sicherlich ein Sonderfall, und das macht die zweite Begrenzung dieses Buchs aus: man wird sehr gut über die Stadt informiert – systematischer und problembezogener als im größten Teil der ausufernden Berlin-Literatur. Man lernt viel über die hier wirksamen Mechanismen sozialer Segregation. Aber es bleibt unklar, was daran verallgemeinerungsfähig ist.

Die Ergebnisse der vier Bücher zusammenfassend erscheint die Entwicklung unumkehrbar: Der flexible hoch-produktive Kapitalismus wirft immer mehr unqualifizierte Arbeitskräfte in benachteiligte Wohngebiete. Er verwendet dabei auch Immigranten, auch und gerade wenn sie diskriminiert sind und daher billige und ungeschützte Arbeitskräfte abgeben. Einer Mehrheit der Immigranten gelingt der gesellschaftliche Einstieg dennoch; die Beschäftigungsaussichten der anderen erscheinen aussichtslos. Viele Migranten und die „Überflüssigen“ finden sich so in „benachteiligten Wohngebieten“ zusammen.

Das sind in Deutschland vorwiegend vernachlässigte Altbauviertel. Gerade in diesen kann sich eine „ethnische Ökonomie“ entwickeln; aber welche Bedeutung diese für die allgemeine Beschäftigungslage hat, wurde bislang nicht geklärt. Daneben werden Armutsbevölkerungen in Siedlungen des Sozialen Wohnungsbaus aufgefangen. In welchem Ausmaß das geschieht, weiß man wiederum nicht genau. Wieweit dadurch ganze Siedlungen zu Problemvierteln werden, und welche Qualitäten – immerhin die eines guten Wohnungsstandards – und Nachteile – Lage, Stigma, fehlende Beschäftigungsmöglichkeiten – ‘schlechte’ und ‘gute’ (westliche) Sozialwohnungs-siedlungen haben, ist bisher nur höchst oberflächlich erforscht.

Die wirtschaftlich verursachte und durch Diskriminierung verstärkte Segregation folgt erstaunlicherweise alten, in der Gründerzeit gelegten Mustern. Aber es gibt gegenläufige Entwicklungen: der Soziale Wohnungsbau durchbricht – oder angesichts der hohen Mieten gerade in Problem-Siedlungen besser: *kann* durchbrechen – den Mechanismus, nach dem Armut als geringe Zahlungsfähigkeit mit benachteiligtem Wohnen gleichzusetzen wäre. Eine Gegenteilstendenz ist die „Gentrifikation“ in heute günstig gelegenen, architektonisch wieder in Mode gekommenen Altbau-gebieten, in denen junge aufstrebende Hochqualifizierten-Haushalte („neue Urbaniten“, Häußermann/Kaplan) modernisierte Häuser beziehen. Das ist schon länger genauer untersucht worden – am lebendigsten von Eckert/Kißler (1997), aber auch von Dangschat u. a. Ob dies einen Bewohner-Austausch oder eine neue

soziale Mischung herstellt, kann heute noch nicht abgesehen werden. Die *quantitative* Bedeutung von Gentrifikation ist nicht bekannt. Offenbar spielt sie im *Gesamt-Trend* selektiver Wanderungen eine geringe Rolle. Die Suburbanisierung von Erwerbstätigen-Familien hält an, und sie hinterlässt in alten Innenstadt-Quartieren überdimensional viele Nichterwerbstätige. Dies verursacht dem Staat und den Städten soziale Kosten. Immigranten sind zu erheblichen Teilen auf dieselben Quartiere verwiesen. Bei ihnen gibt es überdurchschnittlich viel Arbeitslosigkeit, aber auch hohe Erwerbsquoten. Es wäre interessant, einmal die Armuts-Altbau- und -Sozialwohnungs-viertel hinsichtlich ihrer staatlichen Kostenbilanz und ihrer Erwerbsquoten durchzurechnen, und dabei auch unsichere und ‘schwarze’ Erwerbsquellen einzubeziehen (ein Ansatz hierzu findet sich bei Herlyn u. a. 1991).

Die Bevölkerung dieser Viertel ist heterogen und, jedenfalls wird dies behauptet, vielfältig gespalten. Die amtlichen Daten (Sozialhilfe-, Arbeitslosen-, Ausländerquote) geben in dieser Hinsicht wenig her, sonstiges amtliches Material wie Einkommen, Qualität der Schulabschlüsse u. ä. ist selten – da nur mit hohem bürokratischem Aufwand – zu beschaffen. Um zu verstehen, was die Bewohner miteinander verbindet oder voneinander trennt, müssten – insofern kommt das Milieukonzept zu Ehren – die ‘objektiven’ Daten mit Informationen über Haltungen und Denkweisen verbunden werden. Diese sind soweit erforscht, dass man sagen kann: die Bevölkerung von Armutsgebieten hat im Durchschnitt eher kleinbürgerliche Orientierungen und Auf-

stiegswünsche. Ordnung und Disziplin gehören zu den Leitvorstellungen. Gegen Abweichler gibt es gleichzeitig Ablehnung und resignierte Toleranz (s. a. Boettner/Tobias 1992). *Allgemein* wird wenig deviantes Verhalten beobachtet, in einigen Extremgebieten hingegen herrschen offenbar deutlich krassere Verhältnisse. Es ist ein großes Forschungsmanko, dass *tatsächliches* abweichendes Verhalten – etwa unter Jugendlichen, in der Alkoholikerszene, unter isolierten Sozialfällen – nicht mit Bezug auf Armutsviertel untersucht wurde. Das öffentliche Bild ist von den krassen Fällen geprägt, und das trägt zu einem allgemeinen Stigma bei. Dessen Wirkungen sind noch zu wenig geklärt, von der Arbeitssuche bis zu Alltagskontakten mit der 'mainstream'-Gesellschaft.

Jedenfalls halten Diskriminierungen, Armut und Perspektivlosigkeit die Bewohner in diesen Vierteln quasi eingesperrt – eine schlechte Voraussetzung für nachbarschaftlichen Umgang. Auch dies: die tatsächlichen Beziehungen der Bewohner untereinander sind bisher nur zu pauschal abgefragt worden. Aus den bislang recht formalen Netzwerk-Erhebungen weiß man, dass 'die' Armen nicht weniger Kontakte haben als Andere, und dass diese Kontakte eher das Selbstbewusstsein stärken als den Lebensstandard – schließlich sind es ja *Armut*-Beziehungen (Andreß 1999). Aber was hält die Bewohner insgesamt zusammen – Moral, Familienzusammenhalt, nachbarliche Solidarität, informelle Arbeit, Zugang zu Schwarzarbeit (Keim/Neef 2000)? Oder welche Gruppen werden dadurch zusammengehalten, welche leben im gegenseitigen Konflikt und welche Arten

von Bewohnern leben ganz isoliert? Wenn die ethnische Kolonie 'der Türken' das Feld beherrscht – sind die Kurden oder die Nicht-Religiösen mit einbezogen? Und sind die Bewohner anderer Herkunftsländer dann nicht doppelt ausgeschlossen? Auch hier fehlt es an Forschung, die doch, etwa bezüglich Immigranten in Deutschland, schon Bücherschränke füllt.

Ungeklärt, aber nicht wegen fehlender Forschungsgelder, sondern wegen schlecht entwickelter Theorie, ist schließlich die Frage nach Abwärtsspiralen. In der Logik der selektiven Wanderungsbewegungen zeichnen sie sich deutlich ab. Ob die Kumulation von Benachteiligungen zu gesellschaftlichem Ausschluss führt, könnte man schon an den gegebenen Daten durchrechnen – wenn Klarheit über den Ausschluss-Begriff herrschte. Die Behauptung, das Zusammenleben solcher Ausgeschlossener zerstöre den gesellschaftlichen Zusammenhalt überhaupt (Anomie-Gefahr), ist bislang eine pure These. Möglich wäre auch, dass sich Armutsviertel aus verschiedenen communities zusammensetzten, die einen internen Zusammenhalt hätten, aber sich gegenseitig abgrenzten; ein Teil könnte 'mainstream'-Orientierungen haben, ein Teil wären Subkulturen. Und daneben lebten einerseits etablierte Noch-Nicht-Weggezogene, und andererseits vereinzelt Abgestiegene. Bei letzteren herrschte tatsächlich die Gefahr von Anomie und von Ghetto-Verhaltensweisen.

Die Angst *davor* treibt den Politik-Apparat heute vorwärts – nicht etwa die Gerechtigkeitsfrage, die im Hintergrund der Sanierungspolitik der 70er Jahre stand und die in Sanierungsfolgen-Untersuchungen

hin und her gewendet wurde, welche heute noch lesenswert sind (etwa Becker/Schulz zur Wiesch 1982). In dieser Angst sind Bürokratien auch bereit, über den eigenen Tellerrand hinaus zu kooperieren mit anderen Bürokratien, mit Wirtschafts-Akteuren, mit kleinen Sozialprojekten und mit Bürgerinitiativen. Selbst wenn die kleinen Akteure dabei rasch in den Hintergrund geraten, ist der Wille zu Öffnung, zu gegenseitiger Koordination und zum Einbezug von Bewohnern unverkennbar. Dafür sorgt schon der Druck der Finanzlage. In Nordrhein-Westfalen (und in anderen europäischen Ländern) gibt es hierzu schon längere Erfahrungen (Froessler 1994), die das zu Beginn erwähnte Programm „Soziale Stadt“ prägen. Das Bildungs- und v. a. das Ausbildungssystem ist hier noch zu wenig einbezogen. Aus den Grund- und Berufsschulen der einschlägigen Viertel kommen die dringlichsten Anfragen, die Selektion bei der Berufsausbildung ist ein bekanntes Problem. Fast alle Länder decken dies mit dem Mantel des Schweigens zu, obwohl – oder gerade weil – der Änderungsbedarf hier enorm ist.

Die Einschätzungen über das, *was* Politik bewirken könnte, gehen weit auseinander –, *dass* sie aber eingreifen muss und kann: darüber gibt es Konsens.

## Literatur

- Andreß, H.-J. 1999: Leben in Armut: Analysen der Verhaltensweisen armer Haushalte mit Umfragedaten. Opladen.
- Becker, H., J. Schulz zur Wiesch (Hg.) 1982: Sanierungsfolgen: eine Wirkungsanalyse von Sanierungsmaßnahmen in Berlin. Stuttgart u. a.
- Boettner, J., G. Tobias (Hg.) 1992: Von der Hand in den Mund. Armut und Armutsbewältigung in einer westdeutschen Großstadt. Essen.
- Eckert J., M. Kißler 1997: Südstadt, was es dat? Kulturelle und ethnische Pluralität in modernen urbanen Gesellschaften am Beispiel eines innerstädtischen Wohngebietes in Köln. Köln.
- Friedrichs, J. 1998: Do Poor Neighborhoods Make Their Residents Poorer? In: H.-J. Andreß: Empirical Poverty Research in Comparative Perspective. Aldershot.
- Froessler, R. et al. (Hg.) 1994: Lokale Partnerschaften: die Erneuerung benachteiligter Quartiere in europäischen Städten. Basel u.a.
- Keim, R., R. Neef 2000: Ausgrenzung und Milieu: Über die Lebensbewältigung von Bewohnerinnen und Bewohnern städtischer Problemgebiete. In: A. Harth et al. (Hg.): Stadt und soziale Ungleichheit. Opladen.
- Kronauer, M. 1997: „Soziale Ausgrenzung“ und „Underclass“: Über neue Formen der gesellschaftlichen Spaltung. In: Leviathan 25, H. 1. S. 28-49.
- Vester, M. et al. 1993: Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Köln.
- Wilson, W. J. 1987: The Truly Disadvantaged. The Inner City, the Underclass, and Public Policy. Chicago/ London